

An die Verantwortlichen und Theologen der anderen christlichen Kirchen richtet sich die Aufforderung des Papstes, über das Thema Primat mit ihm einen „bürgerlichen, geduldigen Dialog aufzunehmen, bei dem wir jenseits fruchtloser Polemiken einander anhören können“ (Nr. 96). Johannes Paul II. wirbt für das Petrusamt und erklärt es für unverzichtbar, öffnet aber gleichzeitig den Weg zur ökumenischen Diskussion über die konkrete Ausgestaltung und Ausübung dieses Amtes.

„Ut unum sint“ schafft keine grundlegend neue Situation für die katholische Kirche als ökumenischen Partner. Überdies läßt die Enzyklika gerade durch ihren „pastoralen“ Charakter und ihre weithin spirituell-meditative Diktion konkrete Fragen nach der weiteren Entwicklung der Beziehungen zu den verschiedenen nichtkatholischen Kirchen offen, enthält eher grundlegende Impulse als genaue Blaupausen für das weitere Vorgehen. Sie ist aber für die katholische Kirche ebenso eine Herausforderung wie für die Kirchen, die mit ihr auf dem Weg zu größerer Gemeinschaft sind.

Johannes Paul II. weist (Nr. 16/17) mit Nachdruck auf die Zusammengehörigkeit von Reform und Ökumenismus hin und nimmt dabei auf das Zweite Vatikanum Bezug. Die katholische Kirche kann ökumenisch nur glaubwürdig bleiben, wenn sie sich für die Reformschritte öffnet, die aus den eigenen Reihen wie von den ökumenischen Partnern mit Recht angemahnt werden. Dazu gehört nicht zuletzt das Bemühen um eine bessere Balance zwischen Universal- und Ortskirche, einschließlich der Primatsausübung. Für die anderen Kirchen stellt sich nach „Ut unum sint“ verstärkt die Frage, ob und inwieweit sie sich auf das darin vertretene Verständnis von voller Gemeinschaft einlassen wollen bzw. können. Vor allem aber sollte die neue Enzyklika auf allen Seiten Anlaß zur Freude darüber sein, was trotz aller Rückschläge und Schwierigkeiten in den letzten Jahrzehnten ökumenisch erreicht wurde. U. R.

Frankreich: Ekklesiologische Selbstbesinnung

Die Selbstverständnisdebatte im Gefolge des Falles Gaillot im französischen Katholizismus geht weiter (vgl. HK, April 1995, 185 ff.). Ob jüngste Äußerungen von Bischöfen die Wogen zu glätten vermögen, bleibt fraglich.

Auch Monate nach der als Versetzung kaschierten Amtsenthebung des früheren Bischofs von Evreux, Jacques Gaillot (vgl. HK, Februar 1995, 62 ff.), ist die innerfranzösische Diskussion über diesen Vorgang selbst, aber vor allem auch über massive Anfragen an Selbstverständnis und innere Strukturierung der Kirche längst nicht abgeschlossen. Wie immer man im einzelnen auch zur Person Gaillots und dessen Anliegen steht – soviel ist heute deutlich: Für den französischen Katholizismus markiert seine Amtsenthebung noch auf absehbare Zeit einen bedeutsamen Einschnitt.

Grundlegendes zum Kirchenverständnis

Wie sehr sich die Bischöfe durch die Debatte der letzten Wochen getroffen fühlen, zeigen zwei Texte. Trotz ihres Versuches, beruhigend, ausgleichend, zusammenführend wirken zu wollen, dokumentieren sie letztlich vor allem indirekt den *Grad des Herausgefordert- bzw. des Infragegestelltheits der Kirche in Frankreich durch die öffentliche Debatte*. Herausgegeben vom Ständigen Rat der Französischen Bischofskonferenz erschien im Juni eine Schrift (bei Bayard Editions / Centurion) mit einer Botschaft des Vorsitzenden der Französischen Bischofskonferenz, Erzbischof Joseph Duval, an die französischen Katholiken (abgedruckt auch in: *Documentation Catholique*, 18.6.95, 606 f.) sowie einer Ausarbeitung von Kardinal Robert Coffy, dem emeritierten Erzbischof von Mar-

seille, zur Ekklesiologie (Titel: *Die Kirche*).

In der Form einer Pfingstbotschaft setzt sich Erzbischof Duval für einen vertieften Dialog innerhalb der französischen Kirche ein und *wirbt um das Vertrauen der Katholiken*. Er gibt zu erkennen, die „Beunruhigungen“, das „Leiden“ an der entstandenen Lage, unterschiedlichste Formen des Streits wahrgenommen zu haben. Die Ängste der zum Abendmahl versammelten Jünger Jesu vergleicht er mit der Ängstlichkeit, mit der man den Schwierigkeiten des Glaubenszeugnisses begegne. Als solche zählt er auf: „Härte der Debatte, Unverständnis, feindseliges Urteilen, Argwohn oder Ablehnung“.

Von den französischen Bischöfen wurde in der Debatte um den Fall Gaillot besonders schmerzlich registriert, wie sehr der Eindruck entstehen konnte und erweckt wurde, in Frankreich gäbe es eigentlich nur einen Bischof, für den die Solidarität mit den am Rande der Gesellschaft Stehenden ein zentrales Anliegen sei, nämlich Jacques Gaillot. Dies dürfte der Hintergrund einer Feststellung von Duval wie dieser sein: „Wie die anderen Bischöfe auch, bin ich jeden Tag den Männern und Frauen nahe, die – ergriffen vom Heiligen Geist – das Evangelium ernst nehmen und es in ihrem Leben bezeugen. Zahlreiche Zeugen des Evangeliums setzen sich für benachteiligte Personen ein, Menschen, die sich für ein Leben nahe bei den Schwächsten und Gefährdetsten entscheiden.“

Bei der Ausarbeitung von Kardinal Coffy handelt es sich um einen ausge-

sprochen theologisch argumentierenden Text, der sich nicht mit Details der Vorgänge um Gaillot befaßt, sondern grundlegende Auffassungen zum Kirchenverständnis in Erinnerung ruft, die ihm in der Debatte der letzten Monate zu kurz gekommen zu sein scheinen. Z. T. bezieht Coffy sich dabei auf konkrete, mehrfach in Zitaten wiedergegebene Medienäußerungen, deren Fragwürdigkeit aus theologischer Sicht er zu demonstrieren bemüht ist.

Gegen das Diktum „Die Kirche ist tot. Es lebe Christus“ stellt Coffy die Auffassung von der zentralen Bedeutung der Kirche in der und für die Offenbarung sowie in der Heilsgeschichte. Auf die Frage, ob die Kirche Christus vertrat habe, antwortet er, durch alle historischen, notwendigerweise unvollkommenen Realisierungen hindurch werde immer dasselbe Mysterium gefeiert und gelebt.

Die Kirche der ersten Jahrhunderte habe „weder alle Institutionen und Organismen gehabt, die wir heute besitzen, noch dieselben Methoden der Missionierung. Sie hat manches den imperialen, monarchischen und feudalen Organisationsmodellen der Gesellschaften entlehnt, in denen sie lebte...“ Während er an anderen Stellen vor einer zu einfachen Übertragung demokratischer Gepflogenheiten auf die Kirche warnt, sagt Coffy an dieser Stelle relativ ungeschützt: „Heute bevorzugt sie ein demokratisches Modell.“

Zurückhaltung in der Glaubensverkündigung?

Aussagen wie „Ich tue mich schwer mit meiner Kirche“ hält Coffy eine nähere Bestimmung des Mysteriumcharakters der Kirche entgegen. Die Kirche könne nicht „meine Kirche“ genannt werden, es handle sich um die *Kirche Christi*, der man angehöre. In einem weiteren Kapitel geht Coffy der Mehrdeutigkeit der Redeweise vom „Volk Gottes“ nach und distanziert sich von einer Vernachlässigung von biblischen Bildern wie „Leib Christi“ und „Tempel des Heiligen Geistes“.

Am deutlichsten auf die Vorgänge um

Gaillot geht Coffy unter der Überschrift „Kirche als Mysterium der *Communio*“ ein. In mancher Kritik an Papst und Kurie wegen deren Neigung, in Ortskirchen einzugreifen, meint er einen „antirömischen Affekt“ zu erkennen. Die entscheidende Frage für die Kirche heute sei nicht ein Zentralismus, wie ihn manche befürchteten, sondern ein „Auseinanderbrechen“ („*éclatement*“) der Kirche. Der Dienst an der *Communio* sei nie so wichtig gewesen wie heute.

Coffy bedauert, daß Mittel, die die kirchliche Gemeinschaft stützen sollten, heute kritisiert würden als Rückkehr zur Einheitlichkeit: „Warum hält man es dem Papst vor, wenn er die Ortskirchen besucht...?“ Auf die schwierige Stellung Gaillots innerhalb der französischen Bischofskonferenz bezogen fragt er: „Warum sagt man, der Bischof verliere als Mitglied einer Bischofskonferenz etwas von seiner Persönlichkeit?“ Schließlich rechtfertigt er die Amtsenthebung Gaillots mit der Frage: „Mit welchem Recht wirft man Rom vor, die Amtsenthebung eines Bischofs zu verlangen, der zunehmend nicht mehr als Mitglied eines ‚Bischofskollegiums‘ handelte, das die Verantwortung für die Kirche in Frankreich innehat?“

Im abschließenden Kapitel zur *Sendung* der Kirche distanziert Coffy sich von einer in der Kirche seiner Ansicht nach anzutreffenden Haltung, in der er meint, eine unberechtigte und unnötige Zurückhaltung in der Glaubensverkündigung erkennen zu können. Man werfe der Kirche vor, sie habe auf alles eine Antwort. So berechtigt dieser Vorwurf vielleicht auch sein könne, scheine es ihm heute eher der Fall zu sein, daß die Christen keine Antwort mehr besäßen und auch gar keine mehr haben wollten.

Ob die beiden Texte den Erwartungen derjenigen entsprechen, die in den zurückliegenden Monaten grundlegende Anfragen an das kirchenamtliche Vorgehen im Fall Gaillot wie auch an die bestehenden kirchlichen Verhältnisse und Strukturen geäußert haben, ist eher zu bezweifeln.

Daß Kritik am Vorgehen im Fall Gail-

lot und eine theologisch fragwürdige Ekklesiologie eben nicht notwendigerweise zusammengehören, davon zeugte etwa eine Erklärung der Gruppe prominenter Katholiken „*Paroles*“, die etwa zum gleichen Zeitpunkt veröffentlicht wurde (La Croix, 28./29.5.95). Darin heißt es u. a. zum Zusammenhang von demokratischer Gesellschaft und Kirche: „Trotz wirklichen Fortschritts auf dem Gebiet der gemeinsamen Wahrnehmung von Verantwortung [Synoden, Pastoralräte] besteht keine echte Gewaltenteilung in unserer Kirche, und dies ist ohne Zweifel der Grund dafür, daß die Machtausübung in ihr oftmals ineffektiv ist und kritisiert wird.“

Strukturen der Synodalität fehlen

Einheit und *Communio*, heißt es weiter in der Erklärung, bedeuteten nicht, daß jede Äußerung einer abweichenden Meinung als Verstoß gegen die Einheit gebrandmarkt werden dürfe. Man müsse unterscheiden zwischen zentralen Teilen der Tradition und Fragen der Disziplin oder der Pastoral. Die Kirche in Frankreich verfüge auf nationaler Ebene nicht über Strukturen, die eine effektive und ständige synodale Arbeit erlaubten. In bezug auf die Ausübung des Papstamtes setzt man sich für eine kommunikative und vermittelnde Rolle ein, die die Unabhängigkeit der nationalen und kontinentalen Bischofskonferenzen achte. Erzbischof Duval kündigte in seiner Erklärung auch an, daß die Bischöfe sich auf ihrer Vollversammlung im Herbst in Lourdes mit diesem Fragenkomplex befassen werden. Ein Grund dafür, daß die Bischöfe mit der Reaktion auf die Vorgänge um Bischof Gaillot offenbar nicht allzu viel Zeit verstreichen lassen wollen, dürfte auch darin zu suchen sein, daß für das kommende Jahr ein weiterer Besuch Johannes Pauls II. in Frankreich geplant ist, man diese Reise aber nicht mehr als unumgänglich belastet sehen möchte von den Diskussionen und Vorgängen der letzten Monate. K. N.